

Kloster Wendhusen

Roman von W. Heimburg

(12. Fortsetzung.)

Wieder schloß sie und aus Tante Edith's Stimme klang es wie Weinen; sie sprach lange, lange; zuweilen wurde ein Wort dazwischen geredet, das klug fast bitter und weich.

„Weil ich sie eben so verabscheute, wie Dich“, sprach Tante Demphoff jetzt wieder. „Nur sie kam, hatte niemals mein Mann über mich geklagt, hatte vielleicht nicht gewußt, daß es anders sein könne zwischen uns — da sah er des Bruders junges Glück.“

„D, wie ich dieses Ineinander-Aufgehen der Beiden sah. Sie sahen nur sich, und was der Eine sagte, that der Andere; und da schien es mir, als richteten sich die Augen meines Mannes öfter als nötig auf dieses schöne, junge Weib, und als schweiften sie von dort vorwärts bis zu mir über. D, ich wußte, daß er einen Maßstab anlegte; nie war solch ein Sonnenschein in unserem Hause gewesen, wie er über jene Beiden ausgegossen lag. Und meine Ahnung trat nicht. Es kam zu der ersten leidenschaftlichen Scene zwischen ihm und mir, ich weiß es noch wie heute; ich war finsterner wie je und doch deshalb wohl doppelt gegen jenes schöne, elfenhafte Wesen. Da war es so natürlich, daß er mit dem ersten leisen Vorwurf machte wegen meiner Kälte und Unfreundlichkeit, und mir wie im Scherz dieses, keines ernsthaften Gebantens fähige, sorglose Geschöpf als das nachahmungswürdige Beispiel einer Frau hinstellte, die es in Wahrheit verstände, ihren Mann glücklich zu machen.“

„Wie mich das tränkte, wie mir das jeden Blutstropfen zu Eis gefrieren machte! Ich fand mich und meine Pflichterfüllung unerbötlich beleidigt, und fühlte dies um so tiefer, da ich mir sagte, ich vermöchte mich nie zu ändern. Und wie mit Geiztraffen sah ich die Angst, ich könne auch das verlieren, was mir das Leben allein noch werth machte, die Liebe meines Mannes! Ich sah vielleicht zu schwarz damals, aber die Art und Weise, mit der jenes tolle Geschöpf vor seinen ersten Tugenden umhergaulte, mit der er auf ihre Redereien einging, brachte mich außer mir, und dann — das Andere weißt Du —“

Da zog mich Charlotte hastig fort, durch die geöffnete Thür meines Zimmers. „Geh, Lena, geh“, sagte sie und drückte mich fast gewaltsam in das ostindische Sopha. Ich wußte damals nicht, weshalb sie mich fortbannen wollte; ich hatte nichts von dem begriffen, was sie gesprochen, nicht gemerkt, daß zuletzt mit dem eiteln, tollsten Geschöpf meine Mutter gemeint sei, meine Mutter, in der ich alles das erbechte, was nur auf Erden eine edle Frau schmücken konnte. Wie hätte ich überhaupt einen klaren Gedanken fassen können? Mit tausend Gewalten packte mich der kurze Abriss jenes Frauenlebens! Alle diese Leiden, diese Trübsal und alle dem entspringenden Schmerzen, die die Menschen Liebe nennen? Aus der Liebe, die ich mir als das Wunderbarste, Selbste im ganzen Menschenleben vorstellte!

Dort saß Charlotte; was war aus ihr geworden, dem lebensfrohen Mädchen? Wäre sie nicht tausendmal glücklicher, wenn sie Robert nicht geliebt — und — da drinnen jene Beiden?“

„Charlotte“, fragte ich und trat zu ihr. „Charlotte, möchtest Du nicht lieber, daß Du Robert Berta nie gekannt hättest?“

Sie wandte den Kopf und sah mich an; es war ein blühendes Aufleuchten in den blauen Augen, fast wie früher.

„D, Kind, wie Du fragst!“ erwiderte sie und eine waagre Koloratur überzog das bleiche Gesicht, „was fange ich an ohne jene Erinnerung? Ja hätte ich dann niemals gewußt, wie ich das Leben sein kann.“

Das war unglücklich von Charlotte. Ich wollte erwidern:

„Dann brauchst Du jene Erinnerung nicht, dann bist Du ja nicht unglücklich.“

„Aber ich schwinde; es lag etwas in ihrer Antwort, das mich verflammen ließ. Und so blieb es still zwischen uns, die Dämmerung durch die hohen Fenster schlich. Dann stand Charlotte auf und ging in Tante's Zimmer, und als ich nach einer langen Zeit schüchtern um die Thür zu sehen wußte, da sah Tante Edith allein vor dem Sopha sitzen, die Lampe brannte und warf ihren Schein voll auf ein verneintes Gesicht, und vor ihr lag das kleine schwarze Tuch.“

„Es thut gut, solch ein Weinen, Lena“, sagte sie aufstehend, „aber die Augen brennen davon, das Leben geht nicht; geh Dich der Kind, und lies.“

Sie bezeichnete mir eine Stelle und lehnte sich zurück. Es war der 77. Psalm, und ich begann laut zu lesen.

„Ich schreie mit meiner Stimme zu Gott, zu Gott schreie ich und er erwidert mich.“

„In der Zeit meiner Noth suchte ich den Herrn; meine Hand ist des Nachts ausgereckt und läßt nicht ab, denn meine Seele will sich nicht trösten lassen.“

„Ich denke der alten Zeit der vorwiegenden Jahre. Wird denn der Herr einmallich verstoßen und keine Gnade mehr zeigen?“

„Da leate sie ihre Hand auf das Buch.“

„Halt ein, Lena.“

Und dann wieder nach einer längeren Pause fragte sie:

„Wie heißt der vierzehnte Vers?“

„Gott, Dein Weg ist heilig“, las ich. „Wer ist ein so mächtiger Gott, als Du, Gott, bist? Du bist der Gott, der Wunder thut.“

Da nickte sie und faltete die Hände. „Amen!“ unterbrach sie mich laut. „Wer hätte geglaubt, daß wir noch einmal zusammen kommen würden?“ begann sie wieder; „nun wird es klar werden zwischen uns nach langer Zeit — so Vieles, was dunkel war. Und Robert kommt zurück; ich will zu ihm. Beide wollen wir hin, sie und ich!“

„Charlotte?“ rief ich hastig. „Nein“, erwiderte sie, „Berese von Demphoff! Es ist mir, als ob ich träume. — Du bist der Gott, der Wunder thut!“

Was an jenem Nachmittage noch weiter gesprochen worden ist zwischen den beiden so lange verfeindeten Schwägerinnen, habe ich nie erfahren. Vorläufig blieb noch Alles beim Alten. Und Frau von Demphoff kam nicht herüber und Tante Edith besuchte nicht die Villa, und doch war es anders geworden.

Worin es eigentlich lag? Wer kann es sagen. Tante Edith hatte ihr ruhiges, erhabenes Wesen wiedergefunden, das so anmuthend, so freudvoll war; und unermüdetlich liebesoll sorgte sie um Charlotte und suchte ihr Trost einzupflücken.

Ferra kam in jenen kurzen Winter-tagen heinahe täglich in das alte Kloster und half mit Verläugnung ihrer selbst große Kinderhemden zur Christ-berührung nähern, so daß selbst Gerhardt ihr einige anerkennende Worte spendete.

Auch er sprach täglich bei uns vor, und jene Stunden waren die traulichsten, die man sich denken konnte. Wie wunder schön mühte es doch erst in der geheimnisvollen, reizenden Weihnachtszeit geworden sein, wenn nicht der düstere Kammerschatten auf allen Stirnen gelegen hätte.

Zwischen trat man Vorbereitungen zu Gerhardt's Reise, und je näher die bestimmte Zeit kam, desto mühevoller wurde er.

„Gott weiß, was ich da draußen soll!“ sagte er ärgerlich eines Tages. „Ich bin wahrhaftig ganz gesund. — aus Vorlicht, erklärt unser alter Medizinalrath, aus Vorlicht! Und es ist tödlich langweilig, so allein herumzu- stehen, noch dazu, wenn man, wie ich, die Liebesreue hat, daß das Geld unnötiger Weise ausgegeben wird.“

„Doch, Gerhardt, Du mußt!“ tröstete Charlotte freundlich. „Das ist ja das letzte Mal, im nächsten Jahre bleibst Du bei uns.“

„Jawohl, bei uns“, pflichtete Ferra bei. „Der weiß, wo Lottchen nächsten Winter ist!“

„Hier!“ gab Ferra zurück. „Wo sollte ich sein?“

Ferra wußte die Schultern. „Möglich!“ sagte sie kurz.

Und das Weihnachtsfest zog vorüber, stumm und kalt und traurig. Nur für mich gab es eine Freude; und für meinen Liebsten, der so jubelnd aus dem beschneiten Schlitten sprang, brannte ein Bäumchen in Tante's Zimmer, und unter ihm hatte eine fast väterliche Liebe für den schönen Jungen aufgebaut. Gerhardt war herübergekommen in der Dämmerung, um ihn zu sehen und die ganze zauber- volle Weihnachtszeit, die aus den dunklen Kinderaugen leuchtete.

Doch das verging wie ein Traum und Georg reiste wieder ab; in seinem Taschenbuch aber lag er mit wahrer Stolz das Schulgeld, das ich erstrickt und erhalten hatte, denn Berta Gerhardt's durch ein kleines Preis noch mehr Sorgen aufzubringen werden.

„Ich gebe nie zum Konditor, Lena, wie die anderen Jungen“, versicherte er freudig. „und ich schreibe ganz einge in meinem Diarium, damit ich Papier spare; und auf der Gasse; brauche ich nicht zu bezahlen. Du weißt ja, Christianus's Onkel läßt mich immer umsonst hinauf.“

„Du bist ein lieber, kleiner Kerl, Georg. Du hast ja nun aber das Taschengeld für die gute Gelehrte, da kannst Du wohl auch einmal Sonntag ein Stück Auchen essen.“

und ihre Mutter die Fahrt, die sie jedenfalls ohne Wissen der Kinder unternommen wollte, aufgeben mußte.

Und so hatte denn Tante Edith allein im Schlitten gefahren und der schöne Platz an ihrer Seite war leer geblieben, so begehlich auch meine Blicke auf dem eleganten Gefährt ruhten. Tante hatte mich nur zärtlich bedauert, daß ich so allein bleiben müßte, als ging es zum frühlichsten Fest. Und doch war es ein bekümmertes Mutterherz, das sie zu dem tiefgebeugten Sohne zog.

Und wie ich so allein saß und in den glänzend weißen Part hinaus-schaute und Nähnadel und Faden müßig in der Arbeit stecken ließ, da kamen mir so viele wunderliche und traurige Vorstellungen, daß ich her-zustrohend die Näheret wegworf und mir ein warmes Tuch umband.

Ich wollte in die frische Luft hinaus oder zu Gottlieb, meinestwegen auch zu Fette in die Küche, nur nicht mehr allein bleiben mit solch düsteren Gedanken, die alle fragten: Was soll in der Zukunft mit Dir werden? Wie ich darauf kam, zum ersten Male darüber nachzugrübeln? Ja, wer kann es sagen! Es sind ungeliebte Gäste und sie lassen sich nicht abweisen.

Als Tante Edith vorhin reisefertig vor mir stand, da schaute ihr Gesicht so alt und trant aus der dunklen Kapuze, und just so ein Zug von Miß- bilität hatte um den Mund meiner Mutter gelegen in ihren letzten Jahren. Wie, wenn Tante Edith stirbt? Wo hin sollte ich dann? Trüben in die Villa? Da wäre entsetzlich, zusammen zu sein mit Ferra und Tante Berese — und hier bleiben? Ja, wie thöricht — ich denn das, allein? Ich schauderte zusammen; wie lang dauert es noch, bis Georg erwacht ist?

Und wenn Gerhardt eine jung Frau —? Ich schrak plötzlich empor; es that weh, mir dies vorzustellen, ich möchte mir keine neben ihm denken. Und doch, es wird kommen, vielleicht schon bald — es ist ja wunderbar auf dieser Welt.

Da hina ein fester Schritt den Korridor hinan, und im nächsten Augen-blick stand Gerhardt vor mir. Das Blut flog mir ins Gesicht und meine Augen sahen fast zu Boden in nie gekannter Verlegenheit.

„Ah, Cousine, ich sehe, Sie wissen schon!“ sagte er zwischen Ernst und Scherz. „Sie haben Recht, sich nun einmal grüßlich zu schämen. So, nun gehen Sie sich.“

Er führte mich zu Tante's Lehnstuhl am Kamin und nahm mir gegenüber Platz. „Ich will Ihnen einmal einen Brief vorlesen, der mich vorhin in das denkbar größte Erstaunen gesetzt hat.“

Ich wagte kaum zu ihm hinüber zu sehen, aber sein Gesicht war hinter dem großen Briefstapel verborgen. „Ich bin nur froh, daß das Schriftstückchen noch zu rechten Zeit eintraf!“ schob er ein, ehe er zu lesen begann:

„Lieber Vetter! Anbei erhaltst Du das Schulgeld für das Neu-jahres-Quartal zurück, weil es schon bezahlt ist; Lena hat was gemacht. Ich danke Dir auch sehr schön für alles Liebe und Gute, aber Lena sagt, Du solltest nicht Alles für uns bezahlen, Du hättest schon genug.“

„Gestern bin ich im Katechismus-Einen herübergekommen. Adieu, lieber Vetter, grüße Lena und behalte lieb Deinen Vetter Georg.“

Er ließ das Blatt sinken und sah zu mir über; es leuchtete etwas aus seinen blauen Augen, das weder Jörn noch Freude war, das mich aber zwang, sofort wegzugehen und mir das Herz kümmert klopfen machte.

„Sie sind eine kleine Thörin, Lena“, sagte er weich, „und ich will es nun ein für alle Mal nicht haben, daß diese Augen da Nacht lang auf meiner Arbeit ruhen, um ihren Platz zu verlieren. Ich würde ernstlich böse sein mit Tante Edith, daß sie nicht besser Obacht auf das große Herz, wüßte ich nicht, daß alle ihre Sorgen in der einen aufgeben, in der Sorge für ihr einziges unglückliches Kind. — Aber nun, Lena, wie kann ich ruhig abreißen, wenn ich mir denke, Sie leben bekümmert in dem thierischen Wahn, mit einer Valt zu sein? Da werde ich am Ende doch wieder Reife sein lassen, die Koffer wieder auspacken und —“

„Am Himmel's willen“, rief ich erschrockt.

„Nein? Soll ich doch reifen?“ fragte er. „Aber wollen Sie mit auch ver-sprechen, keine Kapitalien mehr anzu-sammeln durch nachlässiges Arbeiten?“

„Der meinen Sie, es ist mir ange- wehen, wenn ich irgenwo im Süden umherstreife und denken muß, daß hier zu Hause —“ er brach ab.

„Wollen Sie mir versprechen, vernünft- lich zu sein, Lena? Nun, schlagen Sie mir ein.“

„Ich ermunterte er und hielt mir die Hand hin, und als ich es verlegen und ängstlich that, bebielt er sie fest in der Hand.“

„Ich habe ich es leider nicht beanspruchen, sie hat kein Auge für dergleichen, und außerdem — ich glaube nicht, daß sie es hier aushält; den Winter hindurch. Mutter gegenüber klagt Charlotte nie; so bleibt mir nur noch Tante Edith, aber ich mag diese nicht quälen; wollen Sie mir zuweilen Nachricht geben?“

„Gern“, versicherte ich. „Ich danke schon im voraus, Cousine. — Und die Antwort, darf ich sie an Ihre Adresse senden?“

„Ja!“ rief ich entzückt, „ich habe ja, außer von Georg, noch nie einen Brief bekommen.“

Gerhardt lächelte; dann zog er seine Brieftasche hervor und nahm ein Blatt heraus.

Cousinen, also zuerst Montreux, dann die italienischen Seen, über Milano nach Florenz und schließlich Napoli. Haben Sie schon einmal et-was über den Ort gehört, vom dem der Italiener sagt: „Wenn Du Neapel gesehen, so stirb?“

„Natürlich, in der Geographie-stunde“, erklärte ich fast getränkt. „Ich möchte, Sie könnten mitkom-men, Magdalene; es ist wönig dort, und doch — kennen Sie das kleine Lieb: Zwitschen Frankreich und dem Bismarck?“

„Ich schüttelte den Kopf. „Nicht? Charlotte sang es reizend; vielleicht kommt ihr doch einmal eine fröhliche Stunde, dann singt sie es ihnen auch wohl vor; sie hat einen Vortrag wie geschaffen für diese kleinen Kinder.“

„Charlotte singt gewiß nie mehr“, rief ich aus, verstimmt aber. Durfte ich es ihm denn sagen, daß sie weit unglücklicher war, als die anderen Menschen wußten?“

„Niemand mehr? Meinen Sie, Lena? Ich fürchte es fast auch“, sagte Gerhardt; „indessen, Charlotte — sie ist noch so jung, ein solcher Schmerz muß sich ausbluten; es wäre unnatürlich; verbarste sie immer in diesem traurigen Zustand; ich hoffe viel von einer Reise für sie. Nun will sie aber Wendhusen nicht ver-lassen, und man darf sie nicht zwingen jezt — die Zeit, die Zeit muß da helfen.“

Er war währenddem langsam im Zimmer auf und ab gegangen, nun blieb er vor mir stehen.

„Hat Ihnen Charlotte — ich meine, Sie waren vertraut miteinander niemals von ihrer Liebe gesprochen?“

„Nein. Ich habe sie aber gesehen“, sagte ich ihm müthig. „Warum sollte er es nicht wissen?“

„Wen, Cousine?“

„Ich wurde roth über meine dumme Antwort.“

„Charlotte und Robert, als sie sich eben verlobt hatten.“

„Verlobt hatten?“ rief er erschrockt und flammend. „So weit war es bereits gediehen? Wann war das, Lena?“

„Am Abend vor dem Duell.“

Er schloß und schaute bleich zu Boden. „Das arme, arme Kind!“ sagte er dann im Tone des tiefsten Mitleids. „Das habe ich nicht gedacht; so weit glaubte ich sie nicht gekommen!“

an Charlotte's Stelle wäre, so ginge ich zu Robert und sagte: „Du bist schon unglücklich genug, Du sollst es nicht noch mehr werden; ich gehöre zu Dir, und was die Welt sagt, das soll uns gar nicht kümmern!“

Ich sprach mit vollster Ueberzeu-gung, und beifall in diesem Mo-ment nicht, warum Charlotte nicht längst dasselbe gethan.

Gerhardt stand jetzt dicht vor mir. „Das würden Sie thun, Cousine?“

„Ja! Denn das müßte eine er-läuterliche schwankende Liebe sein, die sich deshalb abgeben wollte. Ich bin neulich in der Kirche gewesen und habe gesehen, wie der Prediger nach dem Gottesdienste ein junges Paar traute. Da gelobten sie sich, in bösen und guten Tagen getreulich bei ein-an-der zu stehen, in Noth und Tod und allem Schicksal; und ist denn ein Ver-sprechen, das man sich giebt bei der Verlobung, nicht ein ebenso ernsthaftes, wie vor dem Altar? Wenn nun Charlotte und Robert bereits getraut waren, würde sie dann nach jenem Anglist sofort sein Haus verlassen haben? Hätte sie dann nicht gerade die Verpflichtung gehabt, ihm doppelt treu zu sein? Sie sehen? Nein, sehen Sie, Vetter, wenn ich mir denke, er sitzt da in seinem Schmerz, seinem Gram, allein in dem weifernen Hause, ich — ich weiß nicht, ob ich es aushielte, ihn ohne Trost zu lassen — ich glaube es aber nicht. — Wenn ich es nur Char-lotte sagen könnte, wenn ich nur —“

Ich schwieg bekümmert, denn in der hereinbrechenden Dämmerung hatte ich hinter Gerhardt ein todtenbleiches Gesicht erblickt.

„Charlotte!“ rief ich erschrockt. „Ja, da stand sie, und Niemand hatte sie eintreten gehört; sie stützte sich auf die Lehne eines Sessels und ihre Augen hinauf fast verzehrend an meinem Gesicht.“

„Magdalene“, sagte sie leise, „würdest Du mich begleiten nach Florenz?“

„Charlotte, Du wollest?“ rief ich überrascht. „Um Gottes willen, Char-lotte!“ kamelte auch Gerhardt erschrockt.

Da richtete sie ihre zarte Gestalt hoch auf, ein Hauch von Röthe flog über ihr Gesicht, sie trat einen Schritt näher zu Gerhardt.

„Magdalene hat Recht!“ rief sie, „ich bin treulos und pflichtvergessen gewesen! Ich habe ihm in jener schrecklichen Stunde, als er in seiner Verzweiflung zu mir kam, gehei- sen, er solle mit mir gehen! Habe ich nicht von ihm abgewandt, anstatt ihm zu trösten und ihm zur Seite zu stehen, wie es sich gehörte für Diejenige, die noch vor wenig Stunden gelobt hatte, sein Weib zu werden. Ich habe ihn gehen erheifen, weil ich wußte, das Blut, das er verossen, trenne uns bis in alle Ewigkeit — Es ist mein Bruder, den er getödtet hat, ja! Aber thut er es nicht gezwungen, aus Noth- wehr? Geheiß es nicht absichtlich, durch einen unberechenbaren Zufall? Robert stand meinem Herzen tausend-mal näher als Joachim — was war er mir im Leben? Nichts! Er ist ein Mörder meines Glückes, er hat treu- lich geliebt mit einem Menschenleben, weil ihm das keine nichts mehr galt, ihm nichts mehr gelten konnte. Keine einzige Stimme in meinem Herzen spricht für ihn, jeder meiner Gedanken klagt ihn an als Den, der mir mehr genommen als mein Leben! Magda-lene hat Recht. Seit jener Stunde, wo ich ihn scheiden sah, habe ich mir das-felbe gesagt, was sie eben aussprach, und ich habe erungen mit mir selbst; ich wollte sie nicht hören, diese Stim-me — und warum? Weil mich das Wort erschreckt: Er hat Deinen Bruder getödtet! Weil ich wußte, alle Welt würde die Hände erheben und „Wehe!“ schreien über die lieblose Schwester —“

„Gleich! Gleich!“ rief er sich vor ihren Lippen. „Gerhardt, so rasch Du kommst!“

Er ging an den Nebentisch und brachte ihr ein Glas Wasser, dann sah er nach der Uhr:

„Ein Viertel auf Fünf, um neun Uhr könnt Ihr dort sein. Es ist mir eine Beruhigung, daß ich Tante Edith dort weiß. Aber Dein Versprechen, Charlotte — Du kommst mit mir?“

„Ja, ja!“ Sie sprach es hastig, „wohin Du willst; und jetzt zu ihm, nach Florenz!“

Eine Viertelstunde später hielt ein Schlitten vor dem Gitterthor, Gottlieb saß auf der Peitsche, und in dicke Pelze und Decken verpackt, hob uns Gerhardt hinein.

„Fahrt glücklich!“ sagte er beweegt. „Ihr kommt noch diese Nacht zurück. Ihr könnt Tante Edith's Pferde be-nutzen, die sind ausgeruht.“

(Fortsetzung folgt.)

Dochmal: Museum, Orts-Romane (senat, ich denke alles, was zu einer glücklichen und glänzenden Ehe „reicht.“
Nommerszial: „Da, ja, dich meine Tochter noch nicht.“

und ich kann doch nicht anders! Hilf mir, Bruder, ich bitte Dich!“

Sie hielt ihm die beiden Hände entgegen, ihre Augen leuchteten von Entschlossenheit und in ihrer ganzen Haltung lag eine unerschütterliche Willens-traft ausgeprägt.

Gerhardt erfaßt ihre Hände. „Charlotte, hast Du wohl bedacht, was Du verlangst?“ beschwor sie er. „Ich bin es nicht allein, der zu ent-scheiden hat in dieser Sache; würdest Du nicht Deine Mutter schmerzhaft be-trüben, die zu schonen alle Umstände vor-handen ist? Bedenke, sie war jeder Annäherung Robert's in tiefster Seele abgeneigt und jetzt — es ist unmög-lich, Charlotte — beruhige Dich“, dat er ergriffen. „Ich fühle, es ist gut und recht, was Du sagst, aber Du bist auf-geregt jetzt, wir wollen ruhiger darüber reden, wenn —“

„Ich erhebe mich nicht über eine Zeit darüber hinweg!“

„Meine Mutter?“ fragte Charlotte, und ein siegesfrohes Lächeln flog einen Augenblick um ihren feinen Mund. „D, Gerhardt, wenn ich Alles so ge-nau wüßte, als daß sie meinen Ent-schluß billigen wird! Du kennst sie nicht so wie ich. Aber wenn sie auch mit ihrem ganzen Sein dagegen wäre, ich könnte nicht anders, würde nicht eher ruhig werden, bis ich ihn gesehen.“

Und warten, Gerhardt? Worauf denn? Nein!“ rief sie, „nein, Gerhardt, jetzt will ich zu ihm; meinst Du denn, ich wolle so frivoll sein und ihm sa-gen: „Hier bin ich, hier hast Du Deine Braut wieder!“ Nein, zwischen unserem Liebesglück da liegt es gewitterschwer und finster, und wer weiß, ob sich je-mals diese Wolken lichten? Geh, Du kennst mich nicht, Gerhardt, ich habe nicht daran gedacht. Ich will ihm nur zeigen, daß er meine Liebe nicht ver-lore hat. Ich will ihm nur ein Wort des Trostes sagen, ihm beweisen, daß ich einen Charakter heilige, der fest-hält an dem, was er für gut und recht erkannt; will nur mich selbst beruhigen, denn ein Leben, wie ich es jetzt führe, ist fürchterlich! Immer noch, immer sehe ich sein trauriges, bleiches Gesicht vor mir, als ob ich ihn unabwei-slich sagte: „Wir müssen uns trennen, Robert, geh!“ O, wie hab' ich es nur gekonnt! — Gerhardt, nur das Eine, ich bitte Dich!“ rief sie und sah seinen Arm, als er schwieg und ernst auf sie niederblickte, dann gehe ich mit Dir, schon morgen, wenn es sein muß, nur laß mich ihn noch einmal sehen, Gerhardt; Du weißt ja nicht, was es heißt, ein Glück verlieren, das man schon so sicher in den Armen hielt —“

Der große Mann schlang zärtlich seinen Arm um die bebende Gestalt der Schwester.

„Wann willst Du fahren?“ fragte er leise.

Aber statt aller Antwort schrie sie auf; es war wie ein Erdbeben, das den ihr armen, gequältes Herz aus-schick.

„Gleich! Gleich!“ rief er sich vor ihren Lippen. „Gerhardt, so rasch Du kommst!“

Er ging an den Nebentisch und brachte ihr ein Glas Wasser, dann sah er nach der Uhr:

„Ein Viertel auf Fünf, um neun Uhr könnt Ihr dort sein. Es ist mir eine Beruhigung, daß ich Tante Edith dort weiß. Aber Dein Versprechen, Charlotte — Du kommst mit mir?“

„Ja, ja!“ Sie sprach es hastig, „wohin Du willst; und jetzt zu ihm, nach Florenz!“

Eine Viertelstunde später hielt ein Schlitten vor dem Gitterthor, Gottlieb saß auf der Peitsche, und in dicke Pelze und Decken verpackt, hob uns Gerhardt hinein.

„Fahrt glücklich!“ sagte er beweegt. „Ihr kommt noch diese Nacht zurück. Ihr könnt Tante Edith's Pferde be-nutzen, die sind ausgeruht.“

(Fortsetzung folgt.)

